

Der Arzt drehte sich zu ihr um und musterte sie besorgt. »Geht's? Nicht, dass Sie mir noch umkippen.«

»Alles in Ordnung«, behauptete Helene, obwohl sie drauf und dran war, sich zu übergeben. Das viele Blut, der Hauch des Todes, der eben noch durch das Zimmer geweht war – wie gut, dass sie vorhin trotz des Angebots nichts gegessen hatte, denn das hätte sie in diesem Moment zweifelsohne alles wieder ausgespuckt. So musste sie nur ganz kurz würgen und ein paarmal durchatmen. Mit zitternden Händen zog sie ihren Stiefel wieder an.

»Das Kind?«, fragte die Frau auf dem Bett mit banger Miene.

Die Alte stand mit dem Baby in der offenen Tür. Es hatte aufgehört zu weinen und lugte mit großen Augen aus der Decke hervor, in die es eingewickelt war.

»Dem geht's gut«, erklärte die alte Frau.

»Gib es mal her«, sagte der Arzt. Er nahm das Neugeborene entgegen, wickelte es aus der Decke, untersuchte es und prüfte einige Reflexe, ehe er mittels eines Skalpells aus seinem Arztkoffer die Reste der Nabelschnur entfernte und den Stumpf mit einer Kompresse versah.

»Alles wie es sein soll«, sagte er. »Ein hübsches kleines Mädchen.«

Das Kind hatte wieder angefangen zu krähen, und der Arzt lachte, was eine erstaunliche Veränderung bei ihm bewirkte. Sein eben noch so grimmiger Gesichtsausdruck verschwand, mit einem Mal sah er Jahre jünger aus, beinahe lausbubenhaft.

Mit schwachem Schaudern schaute Helene zu, wie er die Nachgeburt begutachtete. Das Ergebnis schien ihn zufriedenzustellen, er nickte erleichtert.

»Wie soll das Kind denn heißen?«, fragte er anschließend die Frau auf dem Bett.

Diese richtete ihre dunkel umflorten Augen auf Helene.

»Wie heißen Sie denn?«

»Helene«, erwiderte Helene verduzt.

»Dann soll das Kind auch so heißen.«

»Ein schöner Name.« Der Arzt reichte der frischgebackenen Mutter das Baby und stand vom Bett auf. Er dehnte den verspannten Rücken und wandte sich dann zu Helene um.

»Danke übrigens.«

»Ach, das war doch nichts Besonderes«, wehrte sie ab.

»Doch, das war's, es ging buchstäblich um Sekunden.« Sein Lächeln war verflogen, er sah wieder ernst aus und deutete eine etwas steife Verbeugung an. »Ich fürchte, ich habe mich noch nicht vorgestellt, es ging vorhin alles so schnell. Entschuldigen Sie das Versäumnis. Tobias Krüger.« Er streckte Helene die Hand hin, riss sie jedoch sofort wieder zurück, als Helene sie ergreifen wollte. Erneut entschuldigte er sich bei ihr. »Tut mir leid, aber ich sollte mir wohl besser erst mal die Hände waschen.«

Das musste er in der Tat; seine Hände und Unterarme waren bis zu den aufgekrempeelten Hemdsärmeln blutbesudelt.

Während er sich wieder der Frau auf dem Bett zuwandte und ihr für die kommenden Tage Anweisungen gab, ging Helene zurück nach unten und erzählte den wartenden

Kindern, dass sie ein neues Schwesterchen hatten. Sie schmierte ihnen in der Küche Schmalzbrote und fütterte die kleine Gabi mit Suppe, und als Tobias Krüger nach einer Weile ebenfalls von oben herunterkam und zum Händewaschen an den Spülstein trat, hatte sie das Gefühl, die Lage bestens im Griff zu haben.

Dies war der erste Tag ihres neuen Lebens. Es würde sich alles wieder zum Guten wenden. Natürlich nicht sofort; ihr war bewusst, dass es nicht heute und nicht morgen passieren würde. Aber gewiss sehr bald. Und bis dahin würde sie das tun, womit sie sich die ganzen letzten Monate am Leben gehalten hatte – mit aller Kraft hoffen.

*

Tobias konzentrierte sich schweigend aufs Fahren. Etliche andere Fahrzeuge, die vor ihm hier entlanggekommen waren, hatten breite Spurrillen im Schnee hinterlassen, sodass der Verlauf der Straße problemlos zu erkennen war. Dank der Schneeketten ging es recht gut voran. Im Winter gehörten die Ketten hier auf dem Land quasi zur ärztlichen Grundausrüstung.

Mittlerweile schneite es nicht mehr. Die Wolkendecke war an manchen Stellen aufgerissen und der Himmel dahinter erstaunlich klar, aber das Blau war bereits von purpurnen Schatten durchzogen. Es würde bald dunkel werden. Die Sonne war vor ein paar Minuten hinter den Bergen verschwunden. Flammendes Abendrot umriss die schneebedeckten Hügel und schuf eine malerische Silhouette vor dem leuchtenden Horizont.

Kegelspiel, so nannte man diesen von prägnanten Basaltformationen gekennzeichneten Gebirgsausläufer im Nordwesten der Rhön. Einer Sage zufolge hatten einst Riesen in dieser Gegend eine Kegelbahn besessen, daher der Name.

Tobias widerstand dem Drang, häufiger als nötig den Blick auf die Beifahrerin neben ihm zu richten. Was hatte eine Frau, die so aussah und auftrat wie diese Helene Werner, hier am Ende der Welt verloren? Schon ihre körperliche Erscheinung war ungewöhnlich. Groß, gertenschlank, das helle Haar zu eigenwilligen kurzen Locken gestutzt – sie stach von allen Frauen ab, die Tobias kannte.

Was erhoffte sie sich davon, eine Arbeit auf dem Land anzunehmen? Sicher, sie war Volksschullehrerin, und Leute wie sie wurden hier dringend gebraucht. Im Zonenrandgebiet herrschte ein geradezu verzweifelter Mangel an Lehrkräften, nur ein Teil der Planstellen konnte längerfristig besetzt werden. Vereinzelt wurde versucht, dem Missstand mit unerfahrenen Junglehrern abzuwehren, doch die waren von den Zuständen in den Dorfschulen zumeist heillos überfordert. Klassenstärken jenseits des Erträglichen, dazu regelmäßig unterschiedliche Altersgruppen in einem Raum – das hielten nur erfahrene Pädagogen auf Dauer durch, und die konnten sich bessere Stellen aussuchen. In Kirchdorf gaben sich folglich seit Monaten die Vertretungskräfte die Klinke in die Hand. In permanent wechselnder Folge versuchten sie mehr schlecht als recht, den Schulbetrieb irgendwie aufrechtzuerhalten. Kaum waren sie aufgetaucht,

verschwanden sie auch schon wieder und wurden durch andere ersetzt, es herrschte ein einziges Kommen und Gehen.

Diese vom Landkreis entsandten Aushilfslehrer stammten allerdings alle aus der Gegend. Helene Werner hingegen kam aus Berlin, und das war wahrhaftig weit weg.

Tobias hatte versucht, eine unverbindliche Unterhaltung in Gang zu bringen. Aber auf die zwei, drei beiläufigen Fragen, die er Helene bisher gestellt hatte, waren nur einsilbige und erschöpft klingende Antworten gekommen, und ehe sie ihn für aufdringlich halten konnte, hielt er lieber den Mund. Bisher hatte er folglich nur in Erfahrung gebracht, dass sie aus Berlin kam, seit gut sechs Jahren im Beruf stand und fürs Erste im *Goldenen Anker* logierte.

Eine Aura von Unnahbarkeit schien sie zu umgeben, und er hätte schon ein Volltrottel sein müssen, um nicht zu merken, dass sie sich nicht unterhalten wollte.

Außer vielleicht mit den Wiegand-Kindern. Mit denen hatte sie gescherzt, ihnen Brote geschmiert und beim Essen Geschichten erzählt. Zum Beispiel die über die kegelnden Riesen in der Rhön, woher auch immer sie die kannte.

Als sie dort mit den Kindern am Tisch gegessen hatte, war er drauf und dran gewesen, ihr zu sagen, dass sein achtjähriger Sohn Michael ebenfalls auf die Schule ging, an der sie unterrichten würde. Doch bevor er darauf zu sprechen kommen konnte, war von draußen das Knattern von Eugen Wiegands Trecker ertönt, und Isabella war endlich doch noch eingetroffen. Während Eugen sogleich wie ein Verrückter nach oben gestürmt war, um nach seiner Frau und dem jüngsten Töchterchen zu sehen, hatte Tobias die Hebamme kurz mit Helene bekannt gemacht und sie dann über alle Einzelheiten der Entbindung ins Bild gesetzt. Isabella besaß eine Menge Erfahrung, er konnte ihr guten Gewissens die Nachsorge überlassen.

Liesel Wiegand würde sich bei entsprechender Umsicht rasch erholen, auch wenn es für kurze Zeit ziemlich schlecht um sie ausgesehen hatte, eine Uterusatonie, die ihm den Angstschweiß auf die Stirn getrieben hatte. Es war aus seiner Sicht reiner Duse, dass die Kältekompressen auf Anhub gewirkt hatte und dass er nicht zu anderen, wesentlich invasiveren und blutigeren Interventionen gezwungen gewesen war. Er hatte zwar in der Geburtshilfe notgedrungen einiges dazugelernt, seit er vor knapp acht Jahren die väterliche Praxis übernommen hatte, aber von Haus aus war er Internist, kein Gynäkologe. Wenn die Hebamme ihn in schwierigen Fällen hinzurief, ließ er lieber oft gleich den Rettungswagen kommen, der die Frauen zügig ins Krankenhaus beförderte. Sicher war sicher. Er war ohnehin kein Freund von Hausgeburten, da konnte einfach zu viel schiefgehen, wie er heute wieder festgestellt hatte.

Sie waren fast da. Im schwindenden Tageslicht tauchte das Dorf vor ihnen auf, überragt vom spitzen Turm der mittelalterlichen Kirche.

»Da wären wir«, sagte er ein wenig hölzern, während er vor dem *Goldenen Anker* anhielt. Das Gasthaus lag ebenso wie die Kirche, das Rathaus und die Schule an dem lang gestreckten Dorfplatz, der unter der Schneedecke wie ein weites weißes Feld wirkte.

Tobias stieg aus und wollte um den Wagen herumgehen, um Helene Werner die Tür zu öffnen, doch sie war bereits ausgestiegen und holte ihren Rucksack aus dem Fond.

»Vielen Dank, dass Sie mich mitgenommen haben«, sagte sie.

»Ich habe *Ihnen* zu danken«, erwiderte Tobias, und es war sein voller Ernst. »Ohne Sie hätte das kleine Mädchen jetzt vielleicht keine Mutter mehr.«

In ihren Zügen zeigte sich eine Andeutung von Schmerz, aber vielleicht spielten seine Augen ihm auch einen Streich, weil es allmählich dunkel wurde. Trotzdem blieb er nach der Verabschiedung noch für einige Sekunden stehen und blickte ihr nach, als sie hinüber zum Gasthof ging.

*

Helene hatte mit der Inhaberin vom *Goldenen Anker* bereits vorab telefonisch einen monatlichen Pauschalpreis für Kost und Logis vereinbart. Es war nicht ganz billig, aber sie würde zurechtkommen. Sie stellte keine großen Ansprüche.

Die Gastwirtin hieß Martha Exner und war eine füllige Frau mittleren Alters, die Helene in breitem Rhöner Platt willkommen hieß und ihr sofort eine gewaltige Abendmahlzeit auftischte, bestehend aus Unmengen von Bratkartoffeln mit Spiegeleiern und eingelegter rote Bete.

»Es wärd Ziet, däss e neu Lehrerin kömmt«, meinte sie aufgeräumt, während sie sich vergewisserte, dass Helene auch tüchtig zulangte. »Hoffentlich blinn Se länger als di annere. On mimm Ässe solls net lei.«

Nein, an dem wirklich leckeren Essen würde es gewiss nicht liegen, wenn Helene hoffentlich früher als erwartet ihre Zelte im Dorf wieder abbrach, aber das behielt sie lieber für sich.

Sie bedankte sich höflich für die reichhaltige Mahlzeit und ging anschließend mit Martha Exner nach oben, um sich ihre neue Bleibe zeigen zu lassen.

Ihr Zimmer lag unterm Dach und wurde noch mit einem alten Ofen beheizt. Die Kohle musste Helene sich selbst aus dem Keller holen, aber daran störte sie sich nicht – sie hatte schon als Kind täglich in den Kohlenkeller runtergemusst.

Die Einrichtung der Dachkammer bestand aus einem Sammelsurium alter Möbel, es sah aus, als wäre bei diversen Haushaltsauflösungen immer mal ein Teil übrig geblieben, das hier im Mansardenkämmerchen des Gasthauses noch Verwendung fand. Das Bett quietschte erbärmlich, das Gestell war uralte. Die Matratze war ziemlich durchgelegen, aber die Laken waren peinlich sauber, und Martha Exner hatte auch für frische Handtücher gesorgt.

Für Schreibarbeiten stand ein wurmstichiger kleiner Sekretär zur Verfügung. Die Klappe ließ sich zwar nur mit Gewalt öffnen und hing leicht durch, aber das Ding würde seinen Zweck erfüllen.

Helene konnte das Badezimmer der Inhaberfamilie mitnutzen, zu der außer Martha Exner nur deren kriegsversehrter Vater gehörte. Albert Exner hatte nur noch einen Arm und ein Auge, war aber dessen ungeachtet meist bester Laune und riss gern Witzchen über seine eigene Behinderung.

»Mer kann aa mit äm Aach de schöne Weiber zugezwinker«, sagte er bei der ersten Begegnung zu Helene und führte es ihr prompt vor.

Helenes Pläne, die Gegend auszukundschaften, lagen in den beiden Tagen nach ihrer Ankunft fürs Erste auf Eis. Draußen türmte sich immer noch der Schnee. Martha Exner hatte erzählt, dass man kaum aus dem Ort herauskam, und die Fußwege abseits des Dorfs waren erst recht nicht passierbar. Folglich kam Helene in den ersten zwei Tagen nur zum Essen aus ihrem Zimmer. In der großen, verräucherten Gaststube saß sie für sich allein und versuchte, die neugierigen Blicke der übrigen Anwesenden zu ignorieren, ebenso deren lärmende Unterhaltungen, das laute Lachen, den Zigarettenqualm. Meist ging sie erst zu Tisch, wenn der Andrang nachgelassen hatte und die Leute schon wieder gegangen waren. Sie redete nicht viel, nur das Nötigste. Wenn sie schlief, hatte sie wirre Träume, aus denen sie oft hochschreckte. Häufig war sie in Gedanken versunken und versuchte, Pläne zu schmieden. Pläne, auf deren Verwirklichung sie kaum Einfluss nehmen konnte. Mehr als hierherzukommen hatte sie bisher nicht tun können, und wie alles weiterging, stand in den Sternen.

¹Einige Platt-Wendungen werden am Ende des Romans erklärt